



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Ende April.

Die Beamten in der Kammer. — Deutsche und französische Beamtenstellung. — Die jungen Conservativen. — Guizot.

Endlich haben unsere Zustände eine Spanne Fortschritt gemacht. In der gestrigen Sitzung nahmen die Conservations-Progressisten, nachdem sie eine Zeitlang geschwankt, zuletzt eine feste Stellung ein, und traten der Regierung offen gegenüber. Die Frage, um die es sich handelte, hat ihre grundsätzliche Bedeutung. Ein Drittel der Deputirten in der Kammer sind Beamten, und die unendliche Mehrzahl derselben stimmt für jede Regierung, welchen Grundsätzen diese auch folgen mag. Im Allgemeinen ist die Stellung eines absehbaren Beamten in einem Parlamente eine unnatürliche. Doch liegt diese Unnatur mehr darin, daß der Beamte absehbar ist nach der Laune der Regierung, als daß er als Beamter berufen wurde, die Interessen des Volkes in einem Parlamente zu vertreten. Diese Wahrheit hat sich ganz besonders in den deutschen Kammern sehr offenbar bewährt. In sehr vielen deutschen constitutionellen Ländern ist es die Regierung, die ihren Beamten den Zutritt zu den Kammern versagen zu müssen glaubt, und zwar in der Regel, weil sie bei ihnen mehr festen Willen, und auch mehr Unabhängigkeit voraussetzt, als bei den Volksvertretern, die nicht Beamten sind. Die feste Stellung der Beamten, die geregelte, geordnete Hierarchie des Beamtenwesens in Deutschland ist die Ursache, daß die Beamten sehr oft die tapfersten Vertheidiger der Volksintressen wurden; während die Art, wie sie in Frankreich — mit Ausnahme der Richter und Gerichtsbeamten — der Laune des Ministers anheimgefallen sind, sie zu den dienstbarsten Geistern aller herrschenden Regierungen machen.

Dennoch gibt es auch eine Menge Beamten, deren Gegenwart in ihrem Amte unerläßlich ist, — und bei diesen versteht es sich also von selbst, daß sie nicht in dem Parlamente sitzen können. Wo aber die Beamten selbst unabhängig gestellt und durch ihre Gegenwart in einer Kammer ihre Pflicht als Beamten nicht zu vernachlässigen gezwungen sind, ist es eher ein Vortheil als ein Nach-

theil geschäftserfahrenere, unterrichtete, und nicht durch Privatinteressen oder Standesvortheile bestimmte Leute im Parlamente zu sehen; wenn diese Ansicht auch gegen den altherkömmlichen, aber deswegen nicht weniger oft unhaltbaren, Grundsatz der Theilung der Gewalten anstoßen mag.

In Frankreich aber ist die Behauptung, daß zu viel Beamten in der Kammer sind, eine von den Schlachtrossen, auf das sich eine Opposition nach der andern setzt, und gegen das ein Ministerium nach dem Andern ankämpfen zu müssen glaubt. Die gestrige Verhandlung hat auch dafür Belege geliefert. Herr Thiers, der in allen diesen Fragen das Für und Wider zu seiner Fahne gemacht hat, je nachdem er Minister war oder nicht, blieb zwar in seinem Zelte, so lange der Sturm dauerte, aber trat hervor als er beendet war, und stürmte dann als Oppositionsführer gegen das Ministerium. Herr v. Remusat, der Vorkämpfer des Oppositionsantrages hatte früher, als seine Freunde Minister waren, gegen ihn gestimmt, und viele Andere sind in derselben Lage.

Nur ein kleiner Theil der Kammer, die äußerste Linke und wohl auch die Mehrzahl der jungen Conservativen betrieben die Sache mit Ernst. Es gibt unter diesen Letztern sehr viele, die allem Anscheine nach überhaupt mehr als die meisten ältern Mitglieder in der Kammer an ihre eignen Grundsätze glauben, ihre Ansichten selbst theilen und für etwas Besseres, als ein Mittel die Regierung zu stürzen halten. Man mag mit dieser jungen Partei einverstanden sein oder nicht, man wird schwer leugnen können, daß sie gewiß zu den ehrbarsten gehört, die die Kammer besitzt. Ich bin einseitig genug, grade deswegen zu glauben, daß sie dazu berufen ist, dereinst und vielleicht bald in Frankreich eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen. Selbstvertrauen erweckt Vertrauen, Ueberzeugung ruft Ueberzeugung hervor. Mir scheint es, daß grade hierin die Ursache liegt, warum Herr Guizot insbesondere so lange an der Spitze der öffentlichen Verhältnisse stand. Er besaß Selbstvertrauen, wie kein Zweiter, und hatte auch meist eine festere Ueberzeugung als alle seine Gehülfen und Gegner. Jenes trieb ihn oft weiter als Flug war. Er trat nicht selten seinen Anhängern, wenn sie zu schwanken schienen, mit einem Stolze, mit einer Gebietermiene entgegen, daß seine Feinde sich über die seinem Machtworte gehorchenden Mitglieder des Centrums, wie über gezüchtigte Schulbuben lustig machten. Aber sie hatten trotz ihres Hohnes die Lacher nicht auf ihrer Seite. Der Stolz, der Eifer, der Ernst, der feste Wille, die eiserne Ueberzeugung Herrn Guizots hielt die Schaaren seiner Anhänger zusammen und scheuchte seine Gegner zurück. Das ist das Geheimniß seiner Macht und seiner langen Herrschaft.

Und ich fürchte er hat den Zauber verloren. Die gestrige Sitzung hat diese Ansicht, die übrigens dem Beobachter wahrlich nicht erst gestern aufgestoßen sein wird, sehr klar bestätigt. In der Verhandlung selbst hatten die Minister ihre Portefeuille mit in die Wagschaale geworfen, und erklärt, daß sie abtreten würden, wenn der Antrag auf vorläufige Verhandlung der schwebenden Frage angenommen werden sollte. Die Ursache, die die Minister vorschoben, war, daß eine Erwägung dieser Frage zu Anfang der Session das Ansehen der Kammer, in der so viele Beamten sitzen, gefährden müsse. Es handelte sich also darum, den Schein einer Verdächtigung gegen die Deputirten, die zugleich Beamten

sind, abzuweisen. Dafür kämpften die Minister Duchatel und Hebert mit Machtgründen. Dennoch erklärten die jungen Conservativen durch Herrn v. Castellan, daß sie für den Antrag stimmen würden; und thaten dies in einer Weise, die ihren Ernst und ihre Ueberzeugung so offen bekundeten, daß sie den größten Eindruck auf die Kammer machte. Und siehe — jetzt trat Herr Guizot, der sieggewohnte, stolze, gebieterische Kämpfer auf und sagte in kleinlautem Tone, daß er zwar gegen den Vorschlag sei, daß er aber nichts dagegen habe, wenn er später verhandelt werden sollte. Der Eindruck, den diese Erklärung machte, war allgemein, — und mir scheint es mit Recht, denn in ihr liegt in gewisser Beziehung eine Selbstverurtheilung. Der Stolz, die feste Ueberzeugung, das Selbstvertrauen, das sonst Herrn Guizot beherrschte und ihm zum Herrscher über so Viele machte, fehlte gestern vollkommen.

Auch in thatsfächlicher Beziehung war der gestrige Sieg des Ministeriums eine Niederlage. Bei der letzten Abstimmung über den Antrag des Herrn Duvergne de Haurane wegen einer Wahlreform zählte das Ministerium 98 Stimmen Mehrzahl. Gestern schwand diese auf 49 zusammen. Fallen noch 25 Leute ab, so ist das Ministerium geschlagen, und es ist zu befürchten für Herrn Guizot, daß dies bei nächster Gelegenheit geschehen wird.

J. — 9.

II.

Aus Frankfurt a. M.

Mitte April.

Französische und deutsche Autoren. — Gervinus und seine Honorarforderungen. — Die Brodverhältnisse von Frankfurt bis Straßburg. — Unzweckmäßigkeit einer Brodtaxe.

Es ist bekannt, wie in Frankreich zuweilen bei einzelnen Werken der buchhändlerische Betrieb bis in's Grenzenlose geht, wie die Nachfrage, nicht des Publikums, sondern der Nation, es den Verlegern möglich macht, die ungemessenen Forderungen beliebter Schriftsteller zu befriedigen. Man kennt den Umfang, in welchem Sue's letzte Romane und die geschichtlichen Werke von Thiers verbreitet worden sind. Wenn dergleichen in Deutschland nicht vorzukommen pflegt, so liegt dies nicht, wie manche behaupten, an dem Mangel großer Schriftsteller, sondern daran, daß bei uns eine Begeisterung für allgemeine Interessen, — Dank unserer staatlichen Zersplitterung — so leicht nicht aufkommen kann. Die Verbreitung einer Schrift hängt ab, nicht sowohl von der Gelehrtheit und Tiefe des Verfassers, als von der Gunst, in der er beim Volke steht und von dem Grade, in welchem sein Buch die Nation in Anspruch nimmt. — Zu diesen Betrachtungen veranlaßt mich Gervinus Schrift über das preuß. Patent vom 3. Febr. Kaum ist sie in ungeheuren Massen hieher gekommen, so ist sie auch schon vergriffen; man liest sie mit wahrer Begierde, man macht Auszüge und führt sie im Gespräche und in den Zeitungen jeden Augenblick als maßgebend an. Er hat den Gefühlen seines Volkes Worte geliehen, doch steht der unverhältnißmäßig hohe Preis dieser Brochüre ihrer Verbreitung einigermaßen im Wege, und

zu bedauern ist es, daß — wie man sagt — die übertriebene Forderung des Verfassers daran Schuld sein soll. Hiesige Buchhändler versichern, Gerwinus habe ein Honorar von 2000 fl. erhalten und daß der Verleger wenigstens 4000 Exemplare absetzen müsse, um nur für seine Kosten gedeckt zu sein. Aber Gerwinus ist das Schooskind der deutschen Nation. Und selbst diejenigen, welche über seine „Mission der Deutschkatholiken“ gelächelt haben, weil dem Geschichtsforscher das Herz mit dem Kopfe durchgegangen war, stimmen diesmal mit ihm überein.

Es wird Ihnen nicht uninteressant sein, etwas Näheres zu erfahren über die eigenthümlichen Verhältnisse, welche die allgemeine Theuerung in Frankfurt hervorgebracht hat. Das Eigenthümliche besteht nämlich darin, daß zwar der Preis des Brodes hier um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ niedriger steht, als in allen anliegenden Staaten, die Leichtigkeit aber Brod (für Geld) zu erhalten hier geringer als irgendwo anders ist. In der letzten Woche kostete der 6pfündige Laib in Frankfurt 29 kr. rh., in Mainz 36 kr., in Darmstadt 37 kr., in Aschaffenburg 38 kr., in Heidelberg 42 kr., in Straßburg 1 fl. (!) Dagegen sieht man hier tagtäglich Leute, mit dem nöthigen Geld in der Hand, von Bäcker zu Bäcker gehen und vergeblich nach Schwarzbrod fragen. Manche Familien essen oft tagelang nur Weißbrod (Milchbrod) und ich selbst mußte gestern Kuchen zum Mittagessen nehmen, weil Roggenbrod nirgends zu haben war. Schon verbreitet sich im Volke eine bedenkliche Stimmung gegen die Bäcker, die es natürlich als Urheber und Veranlasser des Mangels bezeichnet. Und das Alles bei so niedrigen Preisen! Die Sache hängt folgendermaßen zusammen. Beim Anfang des Winters, als die Preise zu steigen begannen, kaufte die hiesige Regierung eine große Masse (ich glaube 80,000 Malter) Korn und Weizen in Holland, ließ den täglichen Bedarf von Stadt und Ortschaften sorgfältig aufnehmen und gab den Bäckern wöchentlich so viel Mehl, als dieser Bedarf erheischte, zu einem Preise, daß sie das Brod zu 29 kr., wie die Lage bestimmte, verkaufen konnten. Als nun die Preise in den anliegenden Ländern die hiesigen überstiegen, kauften die Bewohner der benachbarten, aber fremden Ortschaften ihr Brod in Frankfurt, während dieselben Leute sonst, wenn sie hierher zur Arbeit kamen, das Brod von Hause mitbrachten. Dadurch ward also die Nachfrage auf hiesigem Plage ungemein vermehrt, während Preis und Angebot dieselben blieben, indem eine Lage bestand und die Borräthe, welche der Staat an die Bäcker gab, nur auf den Bedarf der hiesigen Einwohner berechnet waren. Natürlich mußte durch dieses Mißverhältniß der Kauf des Brodes schwierig werden und die Bäcker mußten vor Allem ihre regelmäßigen Kunden berücksichtigen. Da man es indessen nicht jedem Menschen ansehen kann, ob er in Frankfurt wohnt oder nicht, so mußten auch die Fälle häufig vorkommen, daß hiesigen Bürgern das Brod förmlich verweigert wurde. — Es ist dies ein neuer Beweis für die Richtigkeit der alten Lehre, daß in Zeiten der Noth die Tagen der Lebensmittelpreise nur Mißstände erzeugen können. Man lasse die Preise auf ihre natürliche Höhe steigen und verschaffe den Armen durch geeignete Mittel ihren Bedarf, so billig als möglich.

— Zeil. —

III.

Die Deutschen in Galizien.

Aus Lemberg.

Dem Deutschen fehlt, weil es keine einzige deutsche Nation gibt, das stolze Selbstbewußtsein, das ihn nie und nirgends sollte aufhören lassen, ein ächter Deutscher mit Leib und Seele zu sein; dem Deutschen fehlt den Fremden gegenüber das Bewußtsein einer nationalen Macht; dem Deutschen fehlt die begeisterte Liebe für seine Heimath, seine Sitte, seine Sprache und darum schmiegt er sich so leicht der Fremde an. Doch darüber wurde schon viel und kräftig geschrieben; daß aber alle die trefflichen Reden und Schriften, die seit den letzten 30 Jahren den Deutschen über sein dumpfes Dahinleben aufzuklären und zu überheben strebten, so ganz ohne Wirkung blieben, so daß uns heute nichts übrig bleibt als das Längstgesagte zu wiederholen, das muß den Vaterlandsfreund wehmüthig stimmen, darf ihn aber nicht verzagt machen zu wirken so lang es Tag ist.

Ich möchte hier gerne eine Erscheinung besprechen, die mir schwer am Herzen liegt, nirgends noch beleuchtet zu sein scheint und die in der Frage besteht: Woher kommt es, daß so Viele deutscher Abstammung hier im Lande ihre Herkunft verleugnen und häufig die Begeistertsten in den Reihen der polnischen Freiheitskämpfer sind? Im täglichen Umgange und aus den deutschen Namen der für ihre Begeisterung im Kerker Schmach tenden läßt sich dies genügend ersehen, und als eine wichtige von deutscher und polnischer Seite am wenigsten beachtete Ursache dieser Erscheinung bezeichne ich die Erziehung dieser Söhne deutscher Eltern und wenigstens einer deutschen Mutter. Denn diese deutschen Eltern haben so wenig deutsches Selbstbewußtsein, so wenig Achtung und Liebe für ihre eigene Sprache, daß sie nicht anstehen, die polnische, ihnen selbst meist kaum halb bekannt, zur Muttersprache ihrer Kinder zu erheben. Zwar wird diese politische Sünde, und das ist sie, mit dem Mangel deutscher Ammen und Kindswärterinnen beschönigt, aber diese Entschuldigung ist zu hohl, zu nichtig. Eine echt deutsche Mutter wird, ehe sie die ihr selbst lieb und werthe Sprache ihrem Kinde vorenthält, es lieber selbst säugen und pflegen, sollte auch das Opfer noch so groß sein. Die Mütter, besonders die deutschen, sind ja sonst so stark im Entfagen für das Wohl ihrer Kinder. Oder meinen diese Eltern durch die fremde Sprache sie glücklicher zu machen? Nein, Kurzsichtigkeit und Mangel an Gesinnung sind der Quell dieser Erziehung. Erfordern aber schwache Gesundheit der Mutter und andere Verhältnisse dergleichen Pflegerinnen, so sind Deutsche genug zu finden, sobald man sie nur sucht, und deutsche Väter werden das Erbe ihrer deutschen Mutter, wenn es ihnen nicht unwerth ist, pflegen und ausbilden und ihren Söhnen und Töchtern übertragen. Damit daß man in der Folge die deutsche Sprache leichter als die polnische erlernt, darf man diese Handlungsweise nicht entschuldigen, denn die Mehrzahl der s. g. Galizianer (der hier gebornen Deutschen), sind selten der deutschen Sprache vollkommen mächtig, und abgesehen, daß sie dadurch für die deutsche Bildung verloren gehen, bewirken sie durch ihren Abfall eine Verringerung der deutschen Macht. Aber am nachtheiligsten und bedauerungswürdigsten

Orenzboden. II. 1847.

23

ist für sie selbst der traurige Umstand, daß sie durch diese Zwittererziehung nicht Deutsche, aber auch nicht ganz Polen sind, was den verderblichsten Einfluß auf den Charakter dieser Leute und so auf die Gesellschaft und den Staat ausübt. Ein deutscher Vater soll auch seine Kinder deutsch erziehen und von der polnischen Sprache können sie in der Folge immer so viel erlernen als sie brauchen und Lust haben. Auch rächt sich diese Sünde am eignen Fleische, und vergebens beweinen diese deutschen Eltern ihre Söhne, die entweder in der Ferne als Verbannte leben oder in des Spielbergs Mauern dahinwelken oder der Begeisterung für Polens Freiheit als Opfer im Kampfe gefallen sind.

Eine andere Ursache dieser Erscheinung ist die an sich edle Theilnahme für das tiefbedrückte Volk der Polen, welche Theilnahme, wenn nicht durch jene Erziehung bedingt, durch sie wenigstens befördert wird. Thöricht wäre es freilich zu glauben, nur unter den Slaven gebe es Unzufriedene, und die Deutschen der Monarchie sehen mit stoischem Gleichmuth, ja mit naiver Freundigkeit dem Treiben der Beamtenherrschaft zu. Ja, ich behaupte, unsere hemmenden, alles eigenthümliche Leben zersetzenden Verwaltungsprinzipien zählen nicht unter den vaterlandsliebenden Polen und übrigen Slaven, nicht unter den feurigen Ungarn und Italienern, sondern unter den geduldigen Deutschen ihre edelsten, wenn auch vielleicht nicht zahlreichsten Gegner, die es aber mit dem Herrscherhause ehrlicher meinen als die Legionen der Theorie-Männer, die mit allem Geistesaufwand den Staat in diesen Zustand gebracht haben.

Bedürfte es nun der hier gebornen deutschen Sympathie für die Polensache einer Rechtfertigung, so ist sie gegeben, insoweit sie in der tief empfundenen Gemeinsamkeit der Mißbestände ihren Urquell hat. Von dieser Gesinnung mögen vielleicht Wenige befeelt gewesen sein, weil überhaupt nur Wenige eine Gesinnung haben, und die Meisten folgten wohl dem Freiheitsruf ihrer vermeinten Landsleute in instinctartiger, blinder Erhizung, und hüßen nun in einer Sache, die in dieser Form nicht die ihrige ist.

IV.

Aus Lemberg.

Ende April.

Zur Charakteristik des Grafen Franz Stadion. — Triester Studien. — Frische Datteln, eine Anekdote. — Die Ueberlandspost. — Die Regierung zwischen dem Adel und dem Bauer.

Die Trennung Galiziens in zwei Gubernien ist endlich ausgesprochen und der ältere Stadion, Graf Franz, bisher Gouverneur in Triest, ist zum Gouverneur in Lemberg bestimmt, während Graf Deym provisorisch die Functionen eines Gouverneurs in Krakau weiter versteht. Wenn der Zustand eines tief zerrütteten Landes, dessen Organismus von jeher krankhaft, nun fieberhaft aufgeregert und mit einer vollständigen Zersetzung bedroht ist, durch einen Wechsel in der Person des obersten Leiters geheilt werden könnte, so dürften wir uns Glück wünschen zu der Wahl, die man in Wien getroffen hat. Beide Stadions, der jüngere wie der ältere, gehören zu den wenigen schöpferischen Administrations-

talenten des österreichischen Staats, die bei einem Wechsel des Prinzips, wenn der Individualität der einzelnen Talente mehr Spielraum gelassen würde, Oesterreich einer besseren Zukunft entgegenführen könnten. Franz Stadion hinterläßt in Triest den Ruf eines der besten, energischen, praktischen und — redlichsten Administratoren. Wie See- und Hafenstädte überhaupt den Blick erweitern und den Politiker aus dem Stillstadium der Schollenbesessenheit zu einer weitem Perspective führen, wo Staaten und Völker nach dem Maßstab ihres Weltverkehrs und ihrer Verbindungen mit den großen Welttheilen gemessen werden, deren Märkte England so mächtig machten, weil es früher als alle anderen Staaten die Zukunftswegen europäischen Fleißes, europäischer Civilisation erkannte und benutzte — so hat auch Graf Franz Stadion in Triest eine große Schule durchgemacht. Ihm vor Allen ist das Aufgreifen und die energische Förderung der Waghornischen Idee der Ueberlandspost zu danken, die mit einer Energie betrieben wurde, die man sonst bei so modernen Fragen in Oesterreich nicht gewohnt ist *).

So sehr nun zu bedauern ist, daß dieser Staatsmann für einen für den Gesamtstaat wichtigen Posten, in eine bloß spezielle und provinzielle Sphäre versetzt ist, so ist es doch ein Gewinn für unsere beispiellos bedrängte und verzweiflungsvolle Lage hier in Galizien, über deren Umfang man im Auslande, ja vielleicht in Wien selbst, nicht ganz aufgeklärt ist. Wir wollen nicht auf die verfllossene Zeit zurückkommen, wir wollen nicht in den Streit uns einlassen, ob dem Adel oder dem Beamtenthume die größere Schuld an der Catastrophe des vorigen Jahres zuzuschreiben ist, wir glauben, beide haben einander nicht viel vorzuzusetzen, weil beide ihren Theil an der Schuld haben. Die Thatsache ist, daß selten eine Regierung in einem solchen Dilemma, in einer so bedrängten Lage war, wie jetzt in Galizien. Seien es communistische Emissäre, die unleugbar hier waren und fürchterlichen Samen ausstreuten, sei es die gräßliche Verwahrlosung des polnischen Bauers, der nicht, wie der deutsche, einen tiefen Respekt vor dem Eigenthum hat, genug, die Bestie hat Blut geleckt und lechzt noch nach anderem. Die Raub- und Brandscenen nehmen kein Ende. Ein großer Theil der Bauern will überhaupt nicht arbeiten, Andere versagen die Robot und noch Andere wollen

*) Wir müssen bei dieser Gelegenheit einer Anekdote gedenken, die bezeichnend für österreichische Zustände ist. Als die Ueberlandspostversuche noch in den ersten Anfängen standen, war Graf Stadion in Verlegenheit über ein wirksames Mittel, um in Wien dafür zu interessiren. Wäre die Angelegenheit den Schneckenang des gewöhnlichen Instanzenzuges gegangen, so hätten Jahre verstreichen können, ehe man zu einem Entschlusse gekommen wäre. Endlich gerieth Stadion auf eine lustige, aber erfolgreiche Idee. „Wie wäre es,“ sagte er zu Herrn von Sch., der eine der ersten Fahrten mit machte, „wie wäre es, wenn sie etwas mitbrächten, wodurch man die Phantasie, oder noch besser, den Gaumen der Wiener anregen und begeistern könnte? z. B. frische Datteln! Gesagt, gethan. Die Datteln kamen und wurden in eleganten Kästchen mit waghornischer Cüte in aller Frische nach Wien geschickt, um einige bedeutsame Tafeln damit zu zieren. Frische Datteln! riefen die Damen entzückt, frische Datteln, ging es mit freudigem Erstaunen von Mund zu Mund — und das Loos der Ueberlandspost war in kürzester Zeit entschieden.

nichts weniger als das vollständige Gut des Grundbesizers sich aneignen. Das Militär muß stets in Athem sein um Ueberfälle zu verhindern, Raubzüge zu zerstreuen und dem Gesetze Schutz zu verschaffen. Und doch ist Vorsicht und Milde, wenn auch ungerechte, bei allen diesen Maßregeln nöthig. Denn hier gilt es nicht die Aufgabe, das Eigenthum Solcher zu schützen, die von der gesetzlichen Gewalt Schutz verlangen und zur Aufrechthaltung der Ordnung sich ihr anschließen. Was auch die Adelspartei in Brochüren und französischen Zeitungen sagen darf, wie oft sie auch behaupten mag, es seien blos wenige Einzelne gewesen, welche an der vorjährigen Verschwörung sich betheiligten — wer hier lebt und die Verhältnisse kennt, der weiß was er von jener Ausrede zu halten hat, deren Wirksamkeit wir vom Herzen gerne den unglücklichen Männern gönnen, die nun die Opfer eines aus edlen Quellen sprießenden, aber unzeitigen und kopflosen Patriotismus wurden, der um seiner verkehrten und leichtsinnigen Mittel willen, zu einem wahren Frevel an der Humanität ward, indem er einen Zustand herauf beschwor den er voraussehen konnte. Die Regierung operirt nun auf einem doppelt vulcanischen Boden. Verfolgt sie den Bauer mit aller Strenge des Gesetzes, um den Adel zu schützen, so erbittert sie die Volksmassen gegen sich und ist ganz sicher der Gefahr ausgesetzt, daß der Adel hinter ihrem Rücken diese Erbitterung, der sie sich für ihn aussetzen soll, benutzt und eine neue Revolution gegen sie heraufbeschwört. In dieses Dilemma tritt nun der neue Gouverneur, und bei allem Vertrauen zu ihm, verzweifeln wir fast an dem Glücken seiner Mission.

G. —

V.

Vom preussischen Landtage.

Dritte Woche.

Auf die gewaltige Anspannung in den ständischen Angelegenheiten ist seit der Adress-Abstimmung vom 16. April eine Art Erschlaffung eingetreten. Wir sehen wohl ein ähnliches Schauspiel alljährlich in Paris, aber dort hat man mit der Adresse einen unmittelbaren Zweck; das Ministerium wird gestürzt oder steht gesicherter als früher; mit der Abstimmung ist die Sache zu Ende, die Haupttendenz der Parteien hat ihre bestimmte Wendung erhalten, und wenigstens für den Augenblick hat der Factionsgeist keine neue Nahrung. Ganz anders ist es hier, wo eigentlich Alles in Frage steht; nicht allein welchen Eindruck die in der Adresse niedergelegte Erklärung der Stände auf die Regierung machen wird, sondern wo hauptsächlich die Stände selbst mit sich nicht vollkommen im Klaren sind, was sie eigentlich damit haben sagen wollen.

Die Stände sind mit der neuen Verfassungsform nicht durchaus einverstanden, so viel wenigstens hat sich, mit geringen Ausnahmen, als allgemeines Resultat der Debatte herausgestellt; denn selbst der Entwurf des Grafen Arnim trug einen oppositionellen Charakter.

Sie haben sich aber auf die neue Verfassung eingelassen; sie haben an die Weisheit des Königs appellirt, der, wenn er sich überzeugen sollte, daß das

nene Werk mangelhaft sei, nicht Anstand nehmen würde, diese Mängel zu heben. Sie haben freilich zugleich in Beziehung auf ihre Rechte Verwahrung eingelegt; aber beides stimmt nicht zu einander. Der Regierung bleibt doch immer das letzte Urtheil anheimgestellt.

Nach dreitägigen Ferien trat die Versammlung am 20. April wieder zusammen.

Von den Petitionen, die bis jetzt an die Comités vertheilt sind, sind folgende von allgemeinem Interesse: Verstärkung der Curie des Herrenstandes; Reform des ständischen Wahlgesetzes der Städte; Emanzipation der Juden; gleichmäßige Besteuerung des Grundeigenthums; Abänderung der gesetzmäßigen Bestimmungen, auf welchen die Wählbarkeit aus dem Stande der Landgemeinden zu Kreistagsmitgliedern beruht; vermehrte Vertretung der Stadt- und Landgemeinden; Pressfreiheit.

Die von beiden Curien vorgetragene Bitte, die Präclusivfrist von 14 Tagen für Einbringung von Bitten und Beschwerden zu verlängern, wurde vom König genehmigt.

Die erste Sitzung der Herrencurie war von Interesse, weil hier die Ansicht von der Bestimmung beider Curien auseinandergesetzt werden mußte. „Möge beiden Versammlungen,“ sagte der Marschall, „ein Gedanke fern bleiben, welcher leicht geeignet ist, einer von beiden Versammlungen, gleichviel welcher, und dann fortwuchernd durch die Kraft des Gegensatzes auch der andern sich zu bemächtigen, nämlich der falsche Gedanke, daß die Interessen des Bestehenden in der ersten, die Interessen der Bewegung dagegen in der andern Versammlung ihre natürliche, nothwendige und grundsätzliche Vertretung finden. Ich nenne diesen Gedanken falsch, weil Heilsames nur dann zu erwarten ist, wenn beide Interessen aufgehen in der Liebe zum Guten, über welches man sich verständigen muß, und wenn folglich das Streben, bei dem Guten zu beharren, und das Streben, das Gute zu ergreifen, in beiden Versammlungen gleichmäßig vertreten ist...“

Der Prinz von Preußen erklärte sich mit dieser Ansicht einverstanden. „Die vier Stände des vereinigten Landtags haben alle ein und dasselbe Interesse, das Wohl des Königs und des Vaterlandes. In beiden Curien können und werden diese Interessen das gemeinsame Ziel sein. Sollten jedoch Anträge kommen, die nicht das Wohl des Königs und des Vaterlandes bezwecken, so wird sich eine Fraction in beiden Versammlungen bilden, um die Interessen des Thrones zu wahren, und daß diese in dieser Versammlung ihre Hauptstütze finden werde, scheint mir Gewißheit...“

Was wohl geeignet sein kann, dieser Versammlung einige Sympathien zu erwecken, ist die Anerkennung, welche sie dem Prinzip der Oeffentlichkeit gezollt hat.

Der Fürst Lichnowski erklärte die allervollständigste und unbedingtste Veröffentlichung aller Verhandlungen für unumgänglich nothwendig und von äußerster Wichtigkeit. Es sei bekannt, daß gegen die abgesonderte Stellung des Herrenstandes in verschiedenen Ständen sich eine Art von Mißstimmung gegen diese Versammlung ausgedrückt habe. Es bleibe der Versammlung kein anderes Mittel, als die Veröffentlichung der Verhandlungen, und er betrachte es

als eine Lebensfrage für die Versammlung, daß diese ganz vollständig und ohne Ausnahme erfolge. Wenn hundert Debatten veröffentlicht und eine einzige abgeschlossen würde, so werde manches Mitglied in der andern Versammlung oder manche Stimme im Publicum in dieser einen Debatte etwas Hostiles finden. Geheimnisse seien an und für sich nicht möglich; die Versammlung befinde sich in andrer Lage, als ähnliche Versammlungen in andern Ländern, welche durch die lange Dauer ihres Bestehens alles Vertrauen gewonnen hätten, und die Veröffentlichung ausschließen könnten, so oft sie wollten. Dieser Versammlung stehe ein solches Vertrauen noch nicht zur Seite; sie sei noch neu und müsse es erst erwerben; habe sie es einmal erworben, dann könnten die huis-clos begehrt werden, so oft es erforderlich werde.

Demgemäß wurde die Frage: ob die Versammlung die vollständige Veröffentlichung ihrer Verhandlungen eintreten lassen wolle? einstimmig bejaht. Ausführlich berichtet über diese Verhandlungen die Allgem. Preuß. Zeitung.

Mittlerweile wurde die Stadt durch einen Zwischenfall in Aufregung gesetzt. Die durch Aufkäufer erregte Theuerung in den nothdürftigsten Lebensmitteln veranlaßte am 21. April auf einigen Märkten Akte der Selbsthilfe, die weniger an sich selbst, als durch die Erbitterung, die unausbleiblich daraus entstehen mußte, bedenklich wurden. Auf dem Mollenmarkt und Dönhofsplatz wurden einigen Aufkäufern die Körbe umgestürzt und Mißhandlungen an ihnen ausgeübt. Drohendere Scenen kamen auf dem Gensd'armenmarkt vor; man verfolgte eine Händlerin, welche die Kartoffelpreise übermäßig steigerte, in das Haus eines Bäckers, zerschlug die Fenster und übte andere Verwüstungen aus. Wie das in Berlin zu geschehen pflegt, sammelte sich bald eine Menge unthätiger Zuschauer, die aber durch ihre Masse den Tumult vermehrte. Der Janhagel der Stadt — eine kleine Zahl, aber mit rüstigen Fäusten, plünderte mehrer Bäckeladen; von einer Straße zog sich der Auslauf zur andern; die Gensd'armen wurden verhöhnt, und seltsamerweise hatte auch selbst das Militär, das endlich mit gefälltem Bajonett vorrückte, um die Straßen zu säubern, keinen Erfolg. Das Volk wich in die Seitenstraßen aus, und drängte sich hinter den Soldaten wieder zusammen. Abends wurden mehrere Fenster eingeschlagen, Laternen demolirt, Bäckeladen und Conditoreien geplündert. Wenn man an irgend einem Orte fertig war, brach unversehens die Emeute an dem entgegengegesetzten los.

Den andern Tag wurde das Geschäft der Plünderung in unserm Quartier latin, der Karlsstraße und den anliegenden Gegenden, eine Stunde lang ziemlich ungestört von einer kleinen Zahl ausgeführt, die noch dazu meist aus Weibern bestand. Und das dicht neben der großen Kaserne! Sich selbst zu helfen, kam nur wenigen Eigenthümern in den Sinn. Mehliche Auftritte erneuerten sich Nachmittags auf dem Alexanderplatz. Von den Bäckern ging es zu den Fleischern; den Truppen, die nun ernstlich einschritten, wurde theilweise Widerstand geleistet; der Uebermuth und die Zerstörungslust steigerte sich jeden Augenblick. Erst gegen Mitternacht wurde die Ordnung hergestellt.

Merkwürdig ist es, daß in einer Stadt, die an Militär und Gensd'armen eben keinen Mangel leidet, Stundenlang der Pöbel ungestört das Werk der Zerstörung ausüben konnte.

Gleichzeitig gingen aus mehreren Städten Nachrichten von ähnlichem Unfug ein.

Einen Abschluß erhielt die bisherige Phase der ständischen Versammlung durch die Antwort des Königs, welche drei Tage nach Unterzeichnung der Adresse einging. Wie jeder Vernünftige erwarten konnte, faste sie die Adresse ungefähr in dem Sinn des Arnim'schen Amendements. Es wird anerkannt, daß die Stände ihre Aufgabe auf den Rechtsboden begründen wollen, aber auf den Rechtsboden des Patents vom 3. Februar; die Entschuldigung der Stände wird angenommen, im Uebrigen das Prinzip der Thronrede entschieden festgehalten. Der Landtag hat keine Rechte, als die ihm durch das Patent vom 3. Februar erteilt worden sind. Künftigen Erweiterungen dieser Rechte wird die Aussicht nicht verschlossen.

Die Stände sind, wie sie nach ihrer Schlusadresse nicht anders erwarten konnten, in das Gnadenverhältniß zurück gedrängt.

In Einem Punkt scheint eine Concession gemacht zu sein: nicht die Ausschüsse sondern die vereinigten Stände sollen alle vier Jahre einberufen werden. Doch ist auch dieses nicht ganz deutlich. Man kann es auch so verstehen, daß nur das nächste Mal, im Jahr 1851, eine solche Einberufung statt haben wird, da den „von dem ersten vereinigten Landtag ausgehenden Anträgen und Wünschen die Grundlage reiflicher Erfahrung fehlen würde.“

Somit ist die erste und wichtigste Phase des Landtags abgeschlossen.

Als ich vorige Woche Ihnen schrieb: die Schlacht ist für die constitutionelle Sache verloren, sah es hier noch immer aus als würde das zerstreute Corps der Liberalen sich in einer neuen Form wieder sammeln; ein Theil der Liberalen wollte einen coup d'état ausführen. Sie wollten sagen: wir können die Dinge, wie sie sind, nicht ändern, aber wir wollen weiter nichts damit zu thun haben, wir gehen nach Hause. In dem Stolz dieser Idee sahen sie sogar ziemlich vornehm auf die Andern herab, die nicht gleicher Ansicht waren. Indessen als die Ausführung kommen sollte, ließ man bald von dieser Idee ab; meines Erachtens sehr mit Recht, denn nach der Adresse sah ein solcher Schritt ziemlich einfältig aus.

Aber irgend etwas mußte doch geschehen. Man wollte also eine zweite Adresse aufsetzen, oder wenn das nicht, eine Verwahrung zu Protokoll geben. Herr von Vincke war, wie es sich erwarten ließ, das Haupt deren, die für die zweite Ansicht stimmten. Die Rheinländer, namentlich Beckerath, wollten dagegen eine Replik auf die Antwort des Königs einreichen, und erklären, sie gingen auf den Sinn jener Antwort ein, und würden, was ihnen in der neuen Verfassung unangemessen schiene, auf dem Wege der Petition im Einverständnis mit der Krone zu erledigen suchen. Sie wollten sich übrigens, wie es von Anfang an ihre Absicht war, derjenigen Functionen enthalten, durch welche sie ein Präjudiz stellen konnten, z. B. der Wahl der Finanzdeputation u. s. w. Auerwald, der Mann der Mitte, der Urheber jener Adresse, schwankte zwischen beide. Als endlich die Vinckesche Protestation zu Stande kam, und etwa von 50 unterzeichnet wurde, schloß er sich davon aus. Die Protestanten wollen übrigens mit ihrer Verwahrung nichts weiter bezwecken, sie wollen nicht etwa austreten, ja Vincke will sogar an der Wahl der Ausschüsse Theil nehmen.

Kurz, es herrscht eine Verwirrung, die alle Grenzen des Glaublichen übersteigt. Wird jene Protestation dem Marschall wirklich überreicht, so fällt sie natürlich schmählich durch. Es ist dann eine nicht nur unnütze, sondern auch nachtheilige Demonstration, denn sie gibt der conservativen Partei das Gefühl ihrer Stärke, und stört das Vertrauen zwischen Regierung und Stände, was jetzt das einzige Medium des Fortschrittes sein kann.

Die Frage, ob das Jahr 1847 ein Wendepunkt in der constitutionellen Entwicklung Preussens sein wird *), ist unentschieden. Was weiter vorgeht, ist wohl noch von Interesse, aber nicht mehr von historischer Bedeutung. Ich schliesse daher mein Tagebuch. Nachrichten werden Sie noch weiter erhalten, von Jemand, der Ihnen über das Einzelne bessere Auskunft geben kann, als ich.

† †

VI.

Aus Wien.

1.

Ende April.

Die Freihandelspolitiker. — Unglücklicher Kampf. — Zolltarif und Zollverfassung. — Was Oesterreich Noth thut.

Eine ganz eigenthümliche Episode unserer Preßzustände bietet die im Journal des Triester Lloyd sich fortspinnende Polemik über die Aenderung unserer Zollverhältnisse. Die Beamtenpartei, den hiesigen Zollamtsdirektor De Hock an der Spitze, verfißt das Prinzip des freien Handels, nicht ohne glückliche Dialektik, wenn auch ohne alle neuen Ideen, stets auf die Aussprüche der gloriosen Namen Adam Smith's, Say's, Blanqui's u. A. fußend, wohlweislich aber jene Grundbedingungen verschweigend, welche jene, wie überhaupt alle redlichen Forscher im Gebiete der Nationalökonomie für die Handelsfreiheit voraussetzten, die überall nur als eine Tochter der politischen Freiheit geboren werden kann. Es ist in der That komisch und traurig zugleich, zu sehen, wie von Seiten der Fabrikantenpartei in allen möglichen Wendungen und Sagverrentungen versucht wird, den Angreifern den Zusammenhang der Handels- mit der politischen Freiheit begreiflich zu machen, und wie dies doch gar nicht gelingen will, weil sie die der Censur mündgerechten Worte für ihre Gedanken nicht finden können. Wir können diesen Kampf als einen ehrlichen nicht erkennen, wo Wind und Licht so ungleich vertheilt, wo die eine Partei mit einer bei uns nagelneuen Klinge drein fährt, deren Glanz und Schimmer den Zuschauer blendet und mitunter verblüfft, während die Angegriffenen nur mit einem von der Scheide umhüllten Schwerte sich vertheidigen können, das sie nicht entblößen dürfen, weil seine Schärfe verwunden könnte. — Kein Zweifel, unser Zolltarif hat große Mängel und bedarf einer Aenderung; aber ist denn unsere ganze Zollverfassung, von der der Tarif doch nur ein Theil, nicht noch viel mangelhafter? und warum also nur immer den einen Theil und nicht das ganze Zollwesen

*) In der Entwicklung sicherlich, wenn auch noch nicht in der Feststellung. (?)

Die Red.

ändern? warum gerade bei dem Tarife anfangen? — Schafft vor Allem eine pflichtgetreue unterrichtete und unbestechliche Douane, die aus Männern von Bildung und Ehrgefühl zusammengesetzt ist, schafft zur Leitung des Zollwesens ein Beamtenpersonal, das Intelligenz und die für dieses Fach heut zu Tage unentbehrlichen cammeralistischen Kenntnisse besitzt, für die es aber auf allen unsern Universitäten an Lehrstühlen, an Lehrfähigen und Lehrmitteln fehlt, die durch keinen bloß juridischen Schlandrian ersetzt werden können! Entfernt von den Zollbehörden den schleppenden Geschäftsgang, der die unbedeutendste Sache jahrelang im Aktenstaube herumzieht, und jede freie Entwicklung in der Industrie und im Handel lähmt; vereinfacht den complizirten Mechanismus in den auf Gewerbe und Handel bezughabenden ämtlichen Manipulationen, sorgt dafür, daß die hierauf berechneten Anordnungen in faßlicher, Jedermann verständlicher Form redigirt, und diese Gesetze überall gleich ausgelegt werden, während jetzt selbe nicht einmal dem Advokaten verständlich und so arbiträr sind, daß sie nicht nur in jeder Provinz, sondern oft bei jeder Bezirksverwaltung anders ausgelegt werden. Erst wenn diese Reformen des gesammten Zollwesens organisiert, und ihre consequente Durchführung durch die Controle der Oeffentlichkeit gesichert ist, erst dann wird es an der Zeit sein, den Zolltarif zu ändern und ihn den Verhältnissen anzupassen. Aber selbst dann noch werden die erwarteten Erfolge in so lange nicht eintreten, als die wichtigen Vorbedingungen nicht erfüllt sind, welche dem Gedeihen der Industrie zur Grundlage dienen. Entfesselung der geistigen Thätigkeit von den bisherigen Beschränkungen, Hebung des öffentlichen Unterrichtes in allen seinen Verzweigungen, Belebung und Förderung des Kunstsinnes und Verbreitung der Möglichkeit diesen nicht bloß unter den reichen und vornehmen, sondern auch in größeren Kreisen, und durch andere Mittel als etwa die Bäuerliche Theaterzeitung zu üben, das wären im Allgemeinen die geistigen Hebel zur Förderung unserer industriellen Thätigkeit. Als materielle Vorbedingungen müssen vor Allem zur Geltung gelangen: ein von den grundherrlichen Besitzern nicht bloß durch Patente, sondern in der Wirklichkeit emanzipirter Ackerbaustand, eine mit Fleiß und Intelligenz betriebene Landwirthschaft, geregelte Forstkultur, eine Bergordnung die die Schätze des Bodens mit Umsicht benützt, aber nicht durch Raubbau vergeudet, eine städtische Bevölkerung, die nicht durch überhäufte Abgaben und Lasten an der Erlangung eines begründeten und zur Consumtion befähigenden Wohlstandes gehindert wird. Wenn diese Veranstaltungen im Innern durch zahlreiche, gute und wohlfeile Land- und Wasserstraßen, durch Hypotheken und Creditbanken, und nach Außen durch wohldurchdachte Handelsverträge und eifrige Handelsconsulate unterstützt sind, dann, aber nur dann erst wird man berechtigt sein, auch bei uns auf dem Gebiete der Industrie dieselben Resultate zu fordern, wie sie in andern Staaten vorhanden. Ohne aber für ähnliche Vorbedingungen ernstlich zu wirken, ist es unbillig dieselben Erfolge zu erlangen, ist es unpraktisch sie zu erwarten, ist es unlogisch, Wirkungen erzwingen zu wollen, zu denen es noch an den Ursachen fehlt, aus denen allein jene hervorgehen können.

— Wipplinger. —

Eine Universitätsfeier. — Symptome. — Die medizinische Facultät und die Geistlichen. — Der Suppenverein. — Ein Cavalier im Schwefeläther. — Director Carl und seine Baumeister. — Prinzessin Amalia.

Die Universität wurde durch ihren Rector Magnificus vor einiger Zeit aufgefordert, den 20. April auf eine feierliche Weise zu begehen, indem an demselben Tage vor 50 Jahren die sich bildende Universitätsbrigade gegen den Feind ausrückte. Der Kaiser Franz hielt auf dem Glacis damals Revue und unter vielen Thränen und bangen Sorgen der ihrigen rückte die sehr junge Schaar aus, um — da der Frieden bald proclamirt wurde, bald wieder zurück zu kehren. Der Aufruf lud die aus ihrer Mitte noch Lebenden zu feierlichem Hochamte ein. Nur wenige von den damals kampflustigen jungen Leuten waren erschienen, die meisten erlebten dieses Fest nicht. Der Decan der medizinischen Facultät Freiherr von Feuchtersleben hielt eine geist- und gesinnungsvolle Rede im Universitätssaale, die über den Zweck der Universitäten manches treffende Wort aussprach. Dieses Erinnerungsfest in früheren Jahren gehalten, wurde von Kaiser Franz, sowie die öffentliche sonst übliche Feier des 18. October abbestellt, und es ist nicht uninteressant zu bemerken, wie dieser Monarch selbst kleinen Dingen kein Augenmerk zuwendete, wenn er befürchtete, daß irgend eine nationale selbstständige Regung Platz greifen könne. Daß diese Universitätsfeier wieder hergestellt wurde, begrüßen wir als ein Symptom, und so klein es auch ist, begrüßen wir es mit Freude.

Ein Bescheid der Regierung an die medizinische Facultät setzt diese seit einigen Tagen in eine aufgeregte Stimmung. Jene hatte nämlich vor drei Monaten in Rücksicht der zunehmenden Noth allen Facultätsmitgliedern das Recht eingeräumt, sogenannte freie Recepte zu schreiben, welche, wenn sie vom Pfarrer, in dessen Sprengel der Arme gehörte, vidimirt, in der Apotheke für Rechnung der Regierung unentgeltlich verabreicht wurden. Sollten Sie es für möglich halten, daß die geistlichen Herren, welche immer von Nächstenliebe predigen, oft zu bequem waren, die drängliche Verabreichung der Medicamente zu verzögern. Es schien ihnen die Mühewaltung ein vidi unter das Recept des Arztes zu setzen oder sich um die Verhältnisse des Armen zu erkundigen, viel zu schwer, während der Arzt, den der Staat doch nicht in Seminarien erzieht, den er auch nur in seltenen Fällen durch einzelne Anstellungen versorgt, durch häufige Visiten, Zeit und Kraft aufwendete. Sie wissen, was es bei uns braucht, bis man gegen eine Corporation, zumal wenn sie eine geistliche ist, klagbar auftritt, und so hat die Facultät in gerechter Entrüstung mit eindringlichen Worten an die Regierung eine Eingabe in dem Sinne gerichtet, sie möge die Herren Pfarrer und Armenväter an ihre Pflicht erinnern, und der Bescheid lautet zur größten Ueberraschung, es solle von diesen Gratisrecepten, da jetzt nach drei Monaten die Noth abgenommen habe, sein Abkommen finden; man weiß im Publicum recht wohl die eigentliche humane Gesinnung unserer Regierung zu unterscheiden, von der clericalen Influenz, die sie zu einem solchen Bescheide bestimmt hat. Factisch ist es, daß Noth und Erwerblosigkeit immer drängender werden.

Die Industriellen, welche ihre Arbeiter nicht mehr in so zahlreicher Menge beschäftigen können, waren es zuerst, die mit Speiseanstalten in Wien vor einigen

Wochen aufgetreten sind, und so eben kommt mir ein Aufruf zur Theilnahme an einer Suppenanstalt zu, auf welchem 14 Namen, die Männer der verschiedensten Stände, sich vereinigt finden: Landstände, Professoren, Beamten, Aerzte, Fabrikanten, Kaufleute und Schriftsteller, welche die alte praktische Idee der Numforter Suppe aufgegriffen und wie sie sagen, der Regierung bereits die Statuten des Vereines vorgelegt haben. Und so steht zu befürchten, daß eine reiche Ernte in den Scheunen eher gedroschen, als die Erledigung erfolgt.

Ein Proletariat eigenthümlicher Art ist das auf unserer Börse, weil es ein zum Theil verschuldetes ist, hervorgerufen durch die Lust, ein bewegtes Nichtsthun zu betreiben, und luxuriös zu leben. Viele Hunderte von Menschen, die nichts zu verlieren haben, treiben sich hier unbekümmert, daß sie durch ihre alles wagende Kühnheit vielleicht morgen den Platz ehrlos räumen müssen herum. Der Zustand dieser Leute grenzte bereits an das verzweifelte, so daß sich Baron Rothschild bewogen fand, 7500 C.-M. baar unter sie vertheilen zu lassen. Leider geschah dies durch einen seiner Generaladjutanten, in einer das Schamgefühl der Beteiligten, verletzenden, öffentlichen Weise und statt diesen Proletariern den Paß mit dem Geschenke zugleich in die Heimath zu visiren, treiben sie ihr freibäuerisches Gewerbe nach, wie vor.

Dieser Tage ereignete sich in der k. k. Theresianischen Ritterakademie, wo Dr. Spitz als k. k. Professor der Chemie und als Arzt fungirt, durch Schwefelätherversuche ein unliebsamer Vorfall. Ein junger Cavalier, der das Experiment der Einathmung an sich vornehmen zu dürfen bat, gerieth in Folge derselben in Tobsucht, welche jedoch nach einiger Zeit vorüberging und ohne alle Folgen blieb. Der Vorsteher der Anstalt sendete am folgenden Tage dem erschrockenen Professor die Enthebung von seinen ärztlichen Functionen am Theresianum zu, mit dem ausdrücklichen Bemerken, „er möge in Zukunft Experimente an Hunden und nicht an Cavalieren machen.“ Es ereignet sich hier der komische Fall, daß der Markotisirende und nicht der Markotisirte ein Opfer wissenschaftlicher Forschung wird (die er übrigens nicht an einem Unwissenden versuchen wollte, sondern um die er gebeten wurde). —

Der Bau des National-Theaters, von dem ich Ihnen neulich berichtet habe, dürfte eine bedeutende Zögerung durch die Behörden und alle die vielen Voruntersuchungen, Planverlegungen, Bestätigungen und Widerrufungen der einzelnen Behörden zu erfahren haben. Wenn es bei uns nur proclamirt ist, daß irgend ein Institut, von dem man einen Erfolg erwartet, entstehen würde (siehe Censur-Colloquium-Akademie, Gewerbsfreiheit), so genügt das für lange Zeit und es heißt dann Jahrelang: „man ist damit beschäftigt.“ Diesmal könnte die Behörde ein Beispiel an Herrn Director Carl nehmen, der mit Ende dieses Monats die Leopoldstädter Bühne schließt und schon nach sechs Monaten in einem von Grund auf neuen großen Theater spielen wird, zwei junge Architekten Herr von Siedardsburg und van der Müll haben den Bau unternommen und sich zu einem Penale von 500 C. per Tag verpflichtet, der über die festgesetzte Zeit von sechs Monaten das Schauspiel verhindert.

Seit einigen Tagen befindet sich die Prinzessin Amalie von Sachsen in Wien, aus welcher Veranlassung wir mehrere ihrer Stücke und auch ein neues,

das sie mitgebracht, zu sehen bekommen werden. Man erinnert sich noch des bekannt gewordenen Ausspruchs Kaiser Franzens, als das erste Stück der Prinzessin gegeben wurde: „Heut' trau' i mi nit in's Theater, sie könnten mer's auspfeifen!“ Die Befürchtung des Kaisers ging aber nicht in Erfüllung, das Stück wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. 0 — 0

3.

Die russischen Festungen gegen Oesterreich. — Gegenfortificationen. — Die Geldklemme. — Die Wiener Studenten vor 50 Jahren. — Schicksale der Delfinen. — Volksgerüchte.

Ein von hier datirter Correspondenzartikel in Nr. 11 der Grenzboten hat die in mehreren preussischen Blättern enthaltene Nachricht von Anlage fester Plätze in der Provinz Galizien in Zweifel gezogen. Erlauben Sie mir den wahren Sachverhalt, wie ich ihn aus zuverlässiger Quelle erfahren, mit wenigen Worten anzudeuten. Die Herstellung der russischen Festung Ziurnik bei Brody ist bereits eine vollendete Thatsache und dieser Platz seit längerer Zeit schon armirt; auch an der mittlern Weichsel haben die Russen einen wichtigen Punkt befestigt, der gleichfalls gegen Oesterreich berechnet ist. Der Hofkriegsrath hat darüber der Regierung Vorlagen gemacht und die Befestigung von Krakau und eines nahe an der russischen Grenze in der Bukowina gelegenen Punkts als geeignete Gegenmaßregeln bezeichnet, und so werden noch im Laufe des Sommers alle Vorarbeiten vollendet sein, dergestalt, daß im nächsten Jahre, falls die höchste Genehmigung erfolgt, an die technische Ausführung geschritten werden kann. Jener in der Bukowina gelegene Punkt ist gar kein bedeutender Ort, aber die günstige Lage desselben macht ihn zu fortifikatorischen Zwecken ganz geeignet und es ist demnach ein Areal von zwei Quadratmeilen zu den Festungswerken ausgesteckt. Uebrigens treten die feindlichen Bestrebungen Rußlands an der galizischen Ostgrenze auch in anderer Weise unzweideutig hervor, indem die Anlage von Militärcolonien bis eifz Meilen von der österreichischen Grenzlinie, bis Prokuskow vorgerückt ist, und wer da weiß, daß der Zweck dieser Militärcolonien, bezüglich der Wahl der Gegenden, stets ein politischer ist und grade den Donaufürstenthümern in der Nähe die zahlreichsten Colonien zu finden sind, wird auch an der Bedeutsamkeit solcher Wahrnehmungen nicht länger zweifeln. Ob indeß die Ausführung der vom Hofkriegsrath in Vorschlag gebrachten Schutzbauten nicht ins Stocken geräth, läßt sich bei dem Stand unseres Staatsschatzes nicht bestimmen. Leider offenbart sich fortwährend eine Geldklemme, die es nicht erlaubt, die von Humanität und Nothwendigkeit auf das Dringendste gebotenen Unternehmungen auszuführen; so ist neuerdings der Bau eines neuen Irrenhauses, der auf eine Million Gulden veranschlagt, wieder verschoben worden.

Bei der am 20. d. M. im großen Universitätssaale stattgefundenen Feier des Auszugs der Universitätsbrigade im Frühling des Jahres 1797 gegen die nach der Hauptstadt vordringenden Feinde vertrat der oberste Canzler Graf Inzaghi die Stelle des Kaisers; aus Nah und Ferne hatten sich die noch lebenden Theilnehmer jenes kriegerischen Aufgebots hier eingefunden, allein die Zahl derselben ist sehr zusammengeschmolzen. Die beiden Bataillons, aus denen die damals gebildete Universitätsbrigade bestand, zählten 1073 Mann, deren Ver-

pflegung von der Universitätskanzlei geleitet ward, und der damalige Rector Magnificus Leibarzt Dr. Guorin excipirte auf seine eigenen Kosten jene Studenten, denen es an dem Nöthigen gebrach. Die Fahne dieses Corps war jene alte Fahne, die schon 1683 bei der Belagerung Wiens durch die Türken in Mitte einer tapfern Schaar von Studenten auf den Wällen der Stadt geflattert hatte. Die Brigade rückte am 17. April 1797 aus, kam bis Reichenfeld und ging dann bis Klosterneuburg vor; dort überraschte sie der Abschluß des Waffenstillstandes von Leoben, dem später der Friede zu Campo Formio folgte und am 3. Mai marschirten die Freiwilligen bereits wieder in die Hauptstadt ein.

Der Erfinder des aus Delbuchen bereiteten Brodes, der Fabrikant Pollak, ist fortwährend Verfolgungen (?) Preis gegeben und es ist grade die uneigennützigste Aufopferung jedes Vortheils, welche ihm Haß zugezogen hat. Zuerst wurden im Interesse der Bäckerzunft allerlei Schwierigkeiten gemacht und als endlich die Landesstelle die Prüfung des Gebäcks anordnete, wurde ihm die Militärbäckerei zur Anstellung der Probe angewiesen. Dort erhielt er einen Backofen zur Verfügung, der über alle Beschreibung schlecht und in dem seit Jahren nicht mehr gebacken worden war, so daß er sich genöthigt sah, um nicht ganz dem Uebelwollen dieser Leute zu unterliegen, Alles selbst in Stand zu setzen und einem fremden Bäckergesellen in seinen Sold zu nehmen, der die Aufsicht führte. So wurden 1000 Laib dieses Delbrodes erzeugt, wovon 200 am Geburtsfest des Monarchen in den Kirchspielen an die Armen vertheilt wurden, indeß 800 auf Bestellung des Erzherzogs Stephan nach Prag gesendet wurden. Nun streuen die Bäcker im Volke die Lüge aus, das Brod sei verboten und der Erfinder eingesperrt worden, weil das Brod schädlich befunden und mehrere Gefangene im Spielberg daran gestorben seien! (Es ist also nicht verboten worden?)

Ueberhaupt circuliren jetzt im Volk die unsinnigsten Gerüchte, die democh geglaubt werden. So wollte ein kleines Mädchen durch einen unbekanntem Herrn, der ihr mit der Hand über die Augen fuhr, plötzlich blind gemacht worden sein, und die Volksphantasie erzählte von diesem Ungeheuer bereits Geschichten à la Hoffmann und Höllenbreughel, als die Untersuchung mit einem Male herausstellte, daß an dem Auge keine Spur äußerer Einwirkung durch chemische Zerförmungsmittel zu finden sei, und die Erblindung eine Folge des geschwächten Sehnervs ist, folglich das Kind schon lange blind war und dieses Märchen auf fremden Rath erfunden hatte, um Aufsehen zu erregen und gut versorgt zu werden. — Heute morgens war ein abermaliger Tumult in der Stadt, wo man den räthselhaften Blender der Kinder entdeckt zu haben glaubte, ohne jedoch zu einem Resultat zu gelangen.

4.

Ein grauer Held. — Menschenquälerische Antithierquäler. — Ein gestorbener Censor.
— Sieg der Homöopathie.

Vor einigen Tagen haben wir abermals eine Celebrität aus den Freiheitskriegen von 1813 und 14 durch den Tod verloren, eine Celebrität, von deren Dasein selbst in unsern Mauern nicht allzu Viele gewußt haben mögen und die gleichwohl zu den historischen Karitäten der Hauptstadt gehörte. Wie oft stand

ich nicht vor dem Gitterthore des kleinen Häuschens, das ein geräumiger Platz umgab, in dem der alte Veteran seine letzten Jahre verträumte! In einem abgelegenen, vom Laub der Bäume kühl beschatteten Winkel des Praters lag die Hütte, in welcher der große, hochbeinige Schimmel, den der Kaiser Franz bei Leipzig geritten und auf dem er später in Paris und Wien seinen feierlichen Einzug gehalten hatte, seine lahmen Glieder streckte oder mit dem Pathos gebrechlichen Alters langsam daherschritt; wie er die Ohren spitzte und das Feuer der erloschenen Augen sich stets gewitterhaft entzündete, sobald von dem Circus der Madame De Bach das Geschmetter der Trompeten und das Gewieher muthiger Rosse in seine traurige Einsamkeit herüberscholl, wie er einen kurzen Augenblick sich stolz emporrichtete, dann aber immer wieder in wehmüthiger Resignation zusammenknickte! Ja, dieser Schimmel fühlte, daß er einer vergangenen Zeit angehöre, erkannte seine Ohnmacht und machte weiter keine Ansprüche an das Leben der Gegenwart. Deshalb liebte ich den philosophischen Schimmel im Prater und habe ihm manchen Moment auf meinen Spaziergängen gewidmet. Nach dem Hintritt des Kaisers Franz wurde er dem Willen des Verstorbenen gemäß mit aller Sorgfalt gepflegt, und damit ihm ja keine Pflege mangle, erhielt der Hofveterinärarzt Dr. Seiffert für die Lebensdauer des Pferdes einen namhaften Jahresgehalt, der nun mit dem Tode des Thieres erlischt. Seltsam genug, als als ob den letzten Todeszuckungen noch einmal das kriegerische Feuer und der Schlachtenmuth von ehemals in dem kranken, alten Streitross aufflame, beschloß das verendende Thier damit sein erlöschendes Leben, daß es dem Kurtschmied den Schenkelfnochen zerbrach.

Der von Castelli hier gegründete Verein gegen Thierquälerei will nicht die gehofften raschen Fortschritte machen, da die Idee eines Thierschutzbundes derzeit in der öffentlichen Meinung noch zu viele Gegner hat, und man durchaus daran festhält, es gäbe noch vielerlei zu thun, das dem Menschen näher liegt und dem Gemeinwohl förderlicher sei. Die bis jetzt beigetretenen Mitglieder sind meist Beamte, die am wenigsten in der Lage sind, sich der Thierquälerei schuldig zu machen, aber gleichwohl durch in die Kanzleien und Bureauz herumgehenden Listen förmlich zum Beitritt gezwungen werden. Nun hat den Verein gar noch ein partielles Verbot getroffen, indem es den Offizieren und jedem Militär mittelst Generalcommandobefehl untersagt ward, ein Mitglied des genannten Vereins zu werden. Der Grund dieser etwas satyrischen Verordnung dürfte in dem Umstand zu suchen sein, daß nach österreichischem Militärgeß kein Soldat irgend einem Vereine angehören darf.

Der Tod wüthet seit einem Jahre mit einer Art von Härte in den Reihen der hiesige Bücherzensoren; kaum haben sie Kuffner, Rupprecht u. s. w. begraben, so habe ich schon wieder den Hintritt eines Gedankenrichters zu melden, und wenn man abergläubisch genug ist, so könnte man aus dieser auffallenden Censurfeuchte auf ein baldiges Aussterben der deutschen Censur und eine nahe Verwirklichung der auf dem Bundestag gesetzten Hoffnungen (?) wegen Pressfreiheit schließen. Wabruschek = Blumenbach bekleidete den Censurposten seit 1829; übrigens hatte er eine Anstellung als Custos beim technischen Cabinet Sr. Maj. des Kaisers, dessen Ordnung er 1819 in Gemeinschaft mit dem Hofrath Krefz unternommen hatte. Wabruschek = Blumenbach war 1791 geboren, ein emsiger Schriftsteller und als Gedankenrichter keiner von den schlimmsten.

Durch die Ernennung des Regierungsrathes Dr. Günther zum Hofrath und ersten Leibarzt des Kaisers hat die Homöopathie in Oesterreich einen mächtigen Gönner gefunden, den sie auch bis jetzt gar sehr bedurfte, um der Verfolgung der Allopathen nicht zu erliegen.

D.

VII.

Eine constitutionelle Stimme aus Württemberg.

Ende April 1847.

Sie verlangen zu wissen, wie in unserm süddeutschen Verfassungsstaat das kaum begonnene großartige Schauspiel der constituirenden Versammlung der preussischen Reichsstände angesehen werde, und ich habe absichtlich einige Zeit zugewartet, Ihnen darüber Mittheilungen zu machen, um nicht unter dem Einflusse des ersten Eindrucks zu schreiben. Durch die Thronrede ist der persönliche Commentar zum Patent gegeben und unwiderruflich das „bis hieher und nicht weiter“ ausgesprochen. Ist es nun überhaupt schwer, in einer Sache der Entwicklung von vorneherein ihren Grenzpfahl zu setzen, da der Staatsmann doch wissen muß, daß das Leben in unaufhörlicher und unaufhaltamer Entwicklung seiner selbst besteht, und wo sie aufhört, Erstarrung und Tod erfolgt, so mußte es um so mehr befremden, unter Umständen, die so gebieterisch auf Entwicklung hindrängen, um die Kluft zwischen den erworbenen gesetzlichen und verbrieften Rechten des preussischen Volks und dem, was ihre Erfüllung sein soll, auszufüllen. Die Gnade ist ein schönes Vorrecht der Fürsten und die Preußen werden ihres gnädigen Königs sich erfreuen, aber diese Verwandlung des Rechts in Gnade ist der erste Punkt der Thronrede, welcher auf uns einen mindestens gesagt, frappirenden Eindruck machte. Der zweite ist die Auffassung des historischen Prinzips, welche nicht mit dem übereinstimmen will, was man bei uns Geschichte heißt. Wir schätzen die britische Erbweisheit ohne Gleichen nicht minder hoch, aber wir finden nicht, daß das Patent davon großen Gebrauch gemacht hätte, indem es eine magna charta wäre, die aus freiem Vertrage zwischen Fürsten und Volk hervorgegangen die gegenseitigen Rechte und Pflichten bestimmte. Auch wir Würtemberger haben so ein Stück Erbweisheit besessen, so, daß selbst Foz die württembergische Verfassung für die vollkommenste nächst der englischen erklärte. Aber wir wissen recht wohl, daß sie in geschriebenen Urkunden, auf welche der Fürst schwor, enthalten war und daß dem Volke dadurch wahrhaftige Rechte zuerkannt wurden. Mehr noch als frappirt waren wir aber durch den Seitenblick auf die neueren Constitutionen. Auch wir erfreuen uns einer solchen neuern geschriebenen Verfassung, aber wir können versichern, daß der Fürst, der sie in freiem Vertrage mit seinem Volke zu Stande brachte und beschwor, nicht nur dadurch als erhabenes Beispiel in der Geschichte dasteht, sondern daß König Wilhelm seitdem nicht weniger verehrt und geliebt, seine Regierung nicht weniger stark und glücklich ist als zur Zeit, da er noch absoluter Herrscher war. Auch dies sind der ganzen Welt bekannte geschichtliche Thatsachen, und das Volk, das sich unter dieser Verfassung nach den Drangsalen der vorhergegangenen Periode wohl fühlt und immermehr sich innerhalb derselben ausbildet, kann nicht glauben, daß diese Verfassung ein Papier sei, das sich zwischen Fürst und Volk eindränge*),

*) Auch das „Dresdner Tageblatt“, ein Journal von sehr gemäßigter Richtung, das in Sachen zu den conservativen Blättern gezählt wird, legt eine Bemerkung gegen die betreffende Stelle der preussischen Thronrede ein. Der Artikel vom 30. April ist überschrieben: Ehre der sächsischen Constitution! „Die Thronrede — sagt der Artikel unter Anderem — enthält Aeußerungen über die Constitution, welche auf Sachsens Verfassung treffen, Aeußerungen, welche wir als Sachsen nicht stumm anhören dürfen. Wir sind dem Fürsten, dem wir unsere Verfassung danken, der Regierung, welche sie handhabt, dem Volke, das sich ihrer freut, schuldig, offen ein Zeugniß abzulegen, gegen Worte, mit denen unser höchstes politisches Kleinod herabgesetzt werden könnte.“ Der

Bei solchen Anwendungen des historischen Prinzips werden wir erinnert an das, was Graf Bieh in seinen „Ansichten über Staats- und öffentliches Leben, 2. Aufl. S. 28“ über das historische Prinzip sagt, und man könnte diesen Standpunkt den antihistorischen nennen. Aber die Reichsstände werden, wir hoffen es, die kräftige Hinweisung auf England und sein imperial parliament nicht verloren gehen lassen und die urdeutschen jenseits des Canals mit den Stürmen der Zeit sicher bewahren und erweiterten Einrichtungen im Staat in folgerichtiger Uebertragung allmählig auch für ihr Land zu erwerben wissen. Deswegen sind wir auch damit einverstanden, daß sie nicht von vorneherein alle weitere Entwicklung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, sondern ihre Aufgabe darein gesetzt zu haben scheinen, den eingeräumten Boden vollständig in Besitz zu nehmen und von da aus neue Erwerbungen für ihr Volk zu machen, die es an die Spitze der deutschen Nation dereinst stellen könne. Anders war es freilich bei uns und es mag an der Zeit sein daran zu erinnern, denn unsere Zeit, welche so unendlich viel lernt, vergift auch unendlich schnell. Württemberg mit seiner fünfshundertjährigen Verfassung, gegründet auf eine Reihe von Verträgen und dergleichen hat nicht nur die gewaltsame Vernichtung der alten Verfassung durch König Friedrich im Jahr 1806, sondern auch das erlebt, daß, als derselbe Monarch der erste in Deutschland am 15. März 1815 eine neue nach seinen Ansichten ausgearbeitete Verfassung den hiezu versammelten Landständen feierlich verkündigte, sie von diesen nicht angenommen und nicht beschworen wurde. Hier war das „Abschneiden“ zum entschiedenen Ausdruck gekommen und einstimmig verlangten die Landstände, daß der neuen Verfassung diejenigen des vormaligen Herzogthums Württemberg mit den durch den Geist der Zeit und die innern und äußern Verhältnisse des Landes herbeigeführten Modificationen zu Grund gelegt werden. Also auch hier auf der einen Seite der Wille, aus höchst eigener Machtvollkommenheit zu gewähren, was und wie sie wolle, auf der andern Seite das Festhalten an erworbenen Rechten, die wohl mit den fortgeschrittenen Forderungen der Zeit in Einklang gebracht aber nicht gradezu aufgegeben werden wollen. Wie es verschiedene Wege nach Rom gibt, so kann auch in der politischen Welt das Heil nicht bloß auf Eine Weise erlangt werden, und wir sehen ungeachtet, daß die beiden Kurien der preussischen Reichsstände einen andern Weg gingen als unsere Landstände im Jahr 1815, doch mit Vertrauen auf sie, daß es ihnen gelingen werde, durch Freimuth die Wahrheit und das Recht, die ihr König so hoch achtet als irgend ein Fürst, zu vertreten und einen verfassungsmäßigen Zustand heranzubilden, wie er einem Kulturstaate wie Preußen geziemt.

sehr lesenswerthe Artikel setzt mit Wärme, aber zugleich mit Würde und Ruhe die moralischen Vortheile auseinander, welche eine Verfassung gewährt, hebt und schließt endlich mit den Worten: „Vertrauen erweckt Vertrauen“, heißt der Spruch, der unseren König ziert und wohl kam diesem zu, ein solches Wort zu sprechen, denn er hat sein Vertrauen zuerst dem Volke gegeben und durch die That, durch die Verfassung besiegelt. Er hat Vertrauen dafür geerntet und wird es ferner ernden. Auch wir halten die Treue für den Grundpfeiler des Staatsglücks und glauben gerne, daß ein treuer Fürst ohne geschriebene Verfassung sein Volk beglücken kann, als ein treulofer Trotz des besten Grundgesetzes. Allein, wer weiß das Loos der kommenden Tage, wer mag vor seinem Tode sich der Treue rühmen? Wohl dem, dem eine dankbare Nachwelt dies Zeugniß auf den Grabstein schreibt. Wir halten es mit dem, der selber treu uns auch noch Treue über sein Leben hinaus verbürgt. Darum Ehre der sächsischen Constitution!“

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**
Druck von Friedrich Andrä.